

MICHAEL OTT

Dynastische Kontinuitätsphantasien und individuelles Begehren

Genealogisches Erzählen in Prosaromanen

Der Kölner Ratsherr und Kaufmann Hermann Weinsberg, der sich mit großer Leidenschaft um die Archivierung und (Re-)Konstruktion seiner Familiengeschichte bemüht, äußert sich im 1561 verfassten Vorwort seines „Liber Iuuentutis“ zu *verdurben, arm, bedurftich ader ellendich* Vorfahren und Nachkommen. *Es ist kein boum so edel*, erklärt er,

er hat etliche wormstichiche bletter, das geslecht, geselschaft und boum ist darumb die arger nit. Ein jeder sol den last vur sich tragen, das kint nit vur den fatter, der fatter nit vur das kint, die frau nit vur den man, broder, suster, frunt, bewanter nit vor den andern [...]. Christus unser heilant ist der allerbest, noch werden in sinem stam vil boser man und weiber funden; dess hat man sich zu troisten, man mach das faule glidmas, da im nit zu helfen noch zu raten ist, abhauwen und von sich werfen, kann man im aber helfen, dess sol man nit underlassen.¹

Das Modell des Stammbaumes ist im 15. und 16. Jahrhundert allgegenwärtig. Auch Hermann Weinsberg verwendet es in seinen Aufzeichnungen, um über die eigene Abstammung und über die Verbindung zwischen einzelnen Verwandten zu sprechen. Die im zitierten Abschnitt durchgeführte Gleichsetzung von Ästen und Gliedmaßen verweist auf eine solche Überblendung von Bäumen und Menschen. Es ist allerdings erstaunlich, dass Weinsberg an dieser Stelle das Stammbaummodell

¹ HERMANN VON Weinsberg, Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 3), ed. v. Konstantin HÖHBAUM, Bd. 1, Leipzig 1886, S. 14f.

heranzieht, um eine seiner zentralen Funktionen zu diskutieren, nämlich die Her- und Darstellung einer transpersonalen Identität des gesamten Geschlechts. Wenn die Blätter des Stammbaumes wurmstichig werden können und die Integrität des Gesamtkörpers nur durch energisches Beschneiden sichergestellt werden kann, dann wird der Stammbaum als Mittel zur Darstellung von Kollektivität problematisch. Im Vorwort zum „Liber Iuuentutis“ tritt damit eine Form von Individualität zu Tage, die zwar innerhalb des genealogischen Stammbaummodells verhandelt wird, diesem jedoch entgegenwirkt. Die Feststellung, dass jeder Einzelne für sich selbst verantwortlich ist, sowie die Vorstellung, man könne faule Gliedmaßen einfach abschlagen, zeigen anschaulich, wie weit diese Individualisierung reicht.

Bedenkt man allerdings, dass der „Liber Iuuentutis“ außerdem eine ‚Selbstlebensbeschreibung‘ ist, so mag das Zurechtstutzen des Stammbaumes weniger verwundern. Nicht nur der genealogische Zusammenhang, auch der Verfasser ist Gegenstand des Erzählens. Deshalb grenzt sich Weinsberg selbstbewusst von denjenigen ab, die von sich in der dritten Person sprechen. Er hingegen habe seine Rede *in prima persona gebrucht und min eigen handlung und leben selbst von mir in die schrift bracht*.² Ein solches ‚sich selbst in die Schrift bringen‘ führt dazu, so Weinsberg, dass *in dissem gedenkboich [...] principlich und meistens von mir selbst vermelt* wird.³ So wie der Einzelne von den Vorfahren und Nachkommen im wahren Sinne des Wortes abgeschnitten werden kann, so kann sich Weinsberg dem Familienzusammenhang entziehen, um Instanz und Gegenstand des Erzählens zu werden. Dies gelingt insbesondere deshalb, weil mit dem *boich Weinsberch* das zentrale genealogische Werk bereits geschrieben ist, aus dem das Gedenkbuch als Supplement entspringt *wie die zwigen und reiser uis dem stam eines boums*.⁴

Die Überlegungen Weinsbergs bilden einen hervorragenden Ausgangspunkt, um mit Blick auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts über die Wechselwirkungen zwischen Genealogie, Individualität und Erzählen nachzudenken. Dass die Genealogie als Ordnungs- und Denkform eine enge Verbindung mit dem Erzählen eingeht, ist literaturgeschichtlich betrachtet weder neu noch ungewöhnlich, aber im 15. und 16. Jahrhundert ausgesprochen aktuell, denn einige der erfolgreichsten Prosaromane ordnen ihr Geschehen anhand mehrerer Generationen und diskutie-

2 Ebd., S. 5.

3 Ebd.

4 Ebd., S. 4.

ren erzählend genealogische Fragen und Probleme. Am Beispiel des 1456 fertiggestellten „Melusine“-Romans Thürings von Ringoltingen, des 1509 in Augsburg erschienenen „Fortunatus“ und des 1587 erstmalig gedruckten „Faustbuchs“ lässt sich diese Eigenschaft der Romane aufzeigen; eine Eigenschaft, die man als ‚genealogisches Erzählen‘ bezeichnen kann.

Die zahlreichen sozialen und kulturellen Veränderungen der rund 130 Jahre, die zwischen der „Melusine“ und der „Historia von D. Johann Fausten“ liegen, schlagen sich natürlich auf die eine oder andere Art und Weise in den Prosaromanen nieder. Wenn im Folgenden das ‚genealogische Erzählen‘ anhand der drei Romane nachvollzogen wird, geht es insbesondere um die Darstellung des Begehrens, um symbolisch generierte und strukturierte Paarbeziehungen, um Liebe als Passion sowie um Sexualität als triebhaftes Verhalten und Verlangen. An den Prosaromanen lässt sich dann eine Entwicklung ablesen, die man in Anlehnung an Foucault als Übergang von einer Sanguinitätsgesellschaft zu einer Sexualitätsgesellschaft beschreiben kann. Dabei wird sich zeigen, dass sich eine Individualität qua abgeschnittener Gliedmaßen, wie sie sich in der Gartenarbeit Hermann Weinsbergs andeutet, auch im zeitlich benachbarten „Faustbuch“ finden lässt – wenn auch unter anderen Voraussetzungen.

Genealogisches Erzählen

Thüring von Ringoltingen, ein wohlhabender Berner Patrizier, schließt seine deutsche Übertragung des „Melusine“-Romans laut eigenen Angaben im Jahr 1456 ab.⁵ Die Erzählung verfolgt über vier Generationen hinweg die Geschicke einer Dynastie, deren Anfänge, Aufstieg und deren Etablierung als wichtiges, über ganz Europa verbreitetes Herrschergeschlecht. Dabei werden die Möglichkeiten, Zwänge und Schwierigkeiten einer Kultur verhandelt, in der sich die Protagonisten und das erzählte Geschehen maßgeblich an einer ‚Logik der Abstammung‘ orientieren.

5 Ich zitiere Thürings „Melusine“ nach der Fassung des Bämli-Druckes: THÜRING VON Ringoltingen, Melusine, in: Romane des 15. und 16. Jahrhunderts. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten (Bibliothek der Frühen Neuzeit 1), ed. v. Jan-Dirk MÜLLER, Frankfurt a. M. 1990, S. 9–176, Stellenkommentar S. 1041–1087.

Anhand des Romans, der im Jahr 1474 (vielleicht auch kurz zuvor)⁶ zusammen mit zahlreichen Holzschnitten gedruckt wird, lassen sich auf exemplarische Weise zentrale Eigenschaften und Strukturen eines genealogischen Erzählens aufzeigen.⁷

Am Beginn des Romans stehen zwei Väter: Emmerich, der wohlhabende Graf von Poitiers, Vater eines Sohnes und einer Tochter, sowie der arme aber redliche Graf vom Forst, der mit mehreren Kindern gesegnet ist. Da die beiden, wie der Erzähler ausdrücklich vermerkt, *des selben stammes vnd geschlächtz*⁸ sind, beschließt der Graf von Poitiers, eines der Kinder seines Vetters zu sich zu nehmen, um den mittellosen Verwandten auf diese Weise zu entlasten. Die Wahl Emmerichs fällt auf den jüngsten Sohn, Reymund, der wie ein *eygen kind*⁹ behandelt werden soll, so dass das neue Familienmitglied den beiden leiblichen Kindern des Grafen von Poitiers gleichgestellt wird. Reymund seinerseits avanciert durch eifrige Dienstbarkeit rasch zum Favoriten des Grafen und etabliert auf diese Weise eine exklusive Zweierbeziehung, die sich in der Handlung unmittelbar niederschlägt: Während einer Jagd verlieren beide das übrige Gefolge und irren bis tief in die Nacht zu zweit durch einen Wald, wo sie plötzlich von einem Wildschwein attackiert werden.

6 Im Rahmen seiner im Jahr 2006 erschienenen Ausgabe plädiert André Schnyder für den undatierten Richel-Druck als Erstdruck. Das zentrale Argument gegen den Bämle-Druck sind die aufwendigeren Holzschnitte bei Richel, die die Vorlagen für die Illustrationen Bämles abgegeben haben könnten. Die Argumentation ist angesichts der prächtigen Holzschnitte, die in Schnyders Ausgabe großformatig abgedruckt werden, unmittelbar plausibel (THÜRING von Ringoltingen, *Melusine* (1456), Bd. 1, Edition, Übersetzung und Faksimile der Bildseiten, ed. v. André SCHNYDER, Wiesbaden 2006).

7 Die Frage nach dem Stellenwert des Genealogischen für den Roman wurde oft gestellt, so dass hier wenige Hinweise auf die neuere Forschung genügen müssen. Beate Kellner hat in mehreren Aufsätzen (vor allem: Beate KELLNER, Aspekte der Genealogie in mittelalterlichen und neuzeitlichen Versionen der Melusinengeschichte, in: *Genealogie als Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit*, hrsg. v. Kilian HECK/Bernhard JAHN, Tübingen 2000, S. 13–38; DIES., Melusinengeschichten im Mittelalter. Formen und Möglichkeiten ihrer diskursiven Vernetzung, in: *Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150-1450* (Germanistische Symposien-Berichtsbände 23), hrsg. v. Ursula Peters, Stuttgart 2001, S. 268–295) und in ihrer Habilitationsschrift (DIES., *Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter*, München 2004) den gegenwärtigen Forschungsstand zusammengefasst und ihrerseits wichtige Beiträge zur Forschung geleistet. Eine bemerkenswerte jüngere Arbeit stammt von Judith KLINGER, *Gespensische Verwandtschaft. Melusine oder die unleserliche Natur des adligen Geschlechts*, in: *Historische Inzestdiskurse*, hrsg. v. Jutta Eming/Claudia Jarzebowski/Claudia Ulbrich, Königstein/Taunus 2003.

8 THÜRING von Ringoltingen, *Melusine* (wie Anm. 5), S. 14.

9 Ebd., S. 16.

Reymund versucht das Tier zu erlegen, ersticht dabei jedoch versehentlich seinen Herrn.

Nach diesem Jagdunfall reitet er ziellos umher, bis er bei einem Brunnen auf drei Frauen trifft. Eine dieser Frauen, Melusine, weiß von Reymunds Missgeschick und gewinnt durch ihr übernatürliches Wissen und durch den Nachweis ihrer christlichen Gesinnung sein Vertrauen, so dass er sich bereit erklärt, alles zu tun, was die schöne Unbekannte ihm rät. Diese antwortet mit einer detaillierten Anweisung:

Reymond so solt du mir zů dem ersten schweren bey gott vnd seinem leichnam das du mich zů einem eelichen gemahel nemen vnd an keinem samstag mir nymmer nachfragen noch mich ersuchen wöllest / durch dich selbs noch niemant anderem gñnnen / gehellen verschaffen noch dich lassen auffweyßen das du mich des ymmer ersüchest wo ich sey / was ich tů / oder was ich schaff / sunder mich den ganczen tag des samstags frey vnd vbekümert lassen wöllest So will ich dir hin wider schweren vnd auch geloben das ich der selben vnd alle mein zeýt vnd tage besunder auff den selben tag an keyn end kommen will das dir schämlich schädlich vnd vnerlich sey [.]¹⁰

Diesem „hieb- und stichfesten Vertragstext“¹¹ stimmt Reymund sofort und uneingeschränkt zu. Falls er der Übereinkunft nicht Folge leiste, werde er, so Melusine weiter, sie verlieren, nie wiedersehen und auch den Kindern und Erben werde es schlecht ergehen. Die Heirat wird auf diese Weise mit einem vertraglich fixierten Verbot und dieses wiederum mit potentiellen Strafen verknüpft, wobei sich die Sanktionen nicht nur auf Reymund beziehen, sondern auch auf seine Nachkommenschaft; der Vertrag legt eine ‚Kollektivhaftung‘, eine ‚Sippenhaft‘ fest. Diese Art der Sanktion steht für ein wichtiges Merkmal des gesamten Romans, denn von Beginn an werden nicht nur die Schicksale einzelner Individuen verhandelt, sondern immer auch die Geschehnisse eines durch die Abstammung etablierten Kollektivs. Bereits die Übergabe Reymunds an Emmerich, die ja zwischen nahen Verwandten vollzogen wird, demonstriert den hohen Stellenwert verwandtschaftlicher Personenverbände.

Nach Abschluss der Vereinbarung, die man durchaus als Ehevertrag bezeichnen kann, erläutert Melusine ihrem zukünftigen Gatten, wie er aufzutreten habe, um nicht des Mordes verdächtigt zu werden. Auch erklärt sie ihm, auf welche Weise er

¹⁰ Ebd., S. 25.

¹¹ Ebd., S. 1047/Stellenkommentar.

von Bertram, dem Sohn und legitimen Nachfolger des Grafen Emmerich, das Land rund um den Brunnen zu Lehen empfangen könne. Die Empfehlungen erweisen sich als erfolgreich und Reymund sichert sich vertraglich das Recht, soviel Land zu erhalten, wie er mit einer Hirschhaut einzugrenzen vermag. Im Beisein von Zeugen wiederholt sich anschließend der prototypische Akt der Landnahme und Herrschaftsbegründung, wie ihn die antike Dido durchgeführt hatte: Die Hirschhaut wird in dünne Streifen zerschnitten, so dass ein unerwartet großes Stück Land in den Besitz Reymunds übergeht. Mit Blick auf den Jagdunfall wird hierdurch allerdings eine heikle Symbolik etabliert, schließlich hatte Reymund nicht das Tier getötet, dessen Haut er nun zur Landnahme verwendet, sondern seinen (Adoptiv)Vater. In der komplexen symbolischen Logik des Romans ermöglicht gerade das Verfehlen des Wildschweines die Landnahme mit der Haut eines getöteten Tieres.

Als Reymund danach seinem neuen Herrn die Heirat mit Melusine ankündigt und ihn zur Hochzeit einlädt, zielt Bertrams einzige Frage auf die Abstammung und damit auf den Stand der zukünftigen Ehefrau: *Wer oder von wannen ist die frawe die du da nimest Acht das du nit mißfaresst / von welcher gegnet oder was geschlächtes Auch sag mir / ob sy vast wol vnd hochgeboren sey.*¹² Reymund kann diese Frage nicht beantworten. Zwar wird im Ehevertrag mit keinem Wort erwähnt, dass er nichts über die Herkunft seiner zukünftigen Ehefrau wissen oder verraten dürfe, doch scheint sich dieses Frage- und Wissensverbot aus dem Sichtverbot zu ergeben: Das partielle (nämlich auf die Samstage beschränkte) Nichtwissen hat eine umfassende Unkenntnis zur Folge, so dass Reymund niemals auch nur auf die Idee verfällt, den Vorfahren seiner Ehefrau nachzuforschen. Stattdessen akzeptiert er arglos den Status quo. Für das vertraglich vereinbarte Verbot trifft damit zu, was Sigmund Freud zum Tabu bei primitiven Völkern schreibt:

„Es handelt sich [...] um eine Reihe von Einschränkungen, denen sich diese primitiven Völker unterwerfen; dies und jenes ist verboten, sie wissen nicht warum, es fällt ihnen auch nicht ein, danach zu fragen, sondern sie unterwerfen sich ihnen wie selbstverständlich und sind überzeugt, daß eine Übertretung sich von selbst auf die härteste Weise strafen wird.“¹³

¹² Ebd., S. 35.

¹³ Sigmund FREUD, Totem und Tabu (Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker), in: Studienausgabe, Bd. IX, Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion, ed. v. Alexander MITSCHERLICH/Angela RICHARDS/James STRACHEY, 5. Aufl. Frankfurt a. M. 1989, S. 295–444, hier S. 314.

Einer der Söhne Reymunds und Melusines wird später – nach dem Bruch des Tabus – Gedenkstätten und genealogische Aufzeichnungen seiner Vorfahren finden und dadurch auf zuvor tabuisiertes Wissen stoßen; bis dahin aber umgibt Melusine wegen des Frageverbots nicht nur ein visuelles, sondern auch ein genealogisches Tabu: „Es ist letztlich die Frage nach dem Ursprung“, schreibt Beate Kellner, „die in Raymonds Sichtverbot, das Mélusine zur Bedingung der Eheschließung macht, tabuisiert ist [...]“.¹⁴

Das genealogische Tabu erhebt Melusine zu einer Ursprungsgestalt. Sie begrenzt bis zum Bruch des Sichtverbots die genealogische Abstammungslinie und bildet den Ausgangspunkt einer neu einsetzenden Dynastie. Wollte man dies in Form eines Stammbaumes darstellen, so wäre Melusine Stamm, beziehungsweise Wurzel und hätte niemanden unter sich. Dem entspricht die Einführung der Protagonistin im ersten Abschnitt der Vorrede, wo sie vom Erzähler als dynastischer Ursprung gesetzt wird: *Es seind auch von ir kommen gar grosse mächtige geschlächt / von künigen vnd fürsten Grauen / freyen Ritter vnd knecht*, heißt es dort, der *aller nachkommen noch hewt den tag Künig Fürsten Grauen / freyen Ritter vnd knecht ernampt seind*.¹⁵ Das Geschlecht der Lusignan s t a m m t von ihr ab.

Nach der Hochzeit und den anschließenden Feierlichkeiten begeben sich Reymund und Melusine zu Bett und *lebten*, wie es im Text formuliert wird, *so freüntlich zesamen das Melusina der selben nacht eins suns schwanger ward*.¹⁶ Auf die Geburt des ersten Sohnes folgen verschiedene Bautätigkeiten zur ‚Befestigung‘ der Herrschaft und parallel dazu die Geburten weiterer neun Söhne. Melusine erweist sich als äußerst fruchtbar und zuverlässig, was die ‚Produktion‘ männlichen Nachwuchses anbelangt. Die Reihenfolge der Geburten bestimmt den Gang der weiteren Handlung, denn das Schicksal jedes Sohnes wird – vom Ältesten zum Jüngsten fortschreitend – weitgehend der Reihe nach erzählt.¹⁷ Gliedert man den Roman in drei Abschnitte, so leiten die Hochzeit und die Schwangerschaft den zweiten Teil ein, in dem die Geschichte der ersten fünf Söhne erzählt wird, während mit dem

14 KELLNER, Aspekte der Genealogie in mittelalterlichen und neuzeitlichen Versionen der Melusinegeschichte (wie Anm. 7), S. 21.

15 THÜRING von Ringoltingen, Melusine (wie Anm. 5), S. 11.

16 Ebd., S. 43.

17 Jan-Dirk Müller zitiert die entsprechende Passage bei Couldrette, wo dieses Prinzip der Reihenfolge explizit ist: „jetzt komme ich auf Uriens zurück, dann werde ich mir jeden der Reihe nach vornehmen“ (ebd., S. 1057/Stellenkommentar).

sechsten Sohn der dritte Abschnitt beginnt, der den Bruch des Sichttabus enthält. Im zweiten Teil des Romans ist die Erzählung auf einige wenige Lebensstationen der Figuren reduziert, deren Handlungen zügig und ohne Abschweifungen aneinandergereiht werden, so dass man von einer ‚sequenziellen‘ Erzählweise sprechen kann. „Untereinander sind diese Geschichten allenfalls notdürftig verknüpft“, stellt Jan-Dirk Müller fest, so dass „nur der genealogische Zusammenhang“ die „Einheit des Romans stiftet“.¹⁸

Eine Kindheit der Söhne wird im Roman nicht geschildert. An die Stelle einer emotionalen Beziehung zwischen Eltern und Kindern, wie man sie aus moderner Sicht vielleicht erwarten würde, tritt eine rein äußerliche Bindung, die sich in Form der körperlichen Missbildungen manifestiert, mit denen die ersten acht Söhne gezeichnet sind. Mittels der körperlichen Entstellungen schreibt sich die Abstammung als Zwangsgemeinschaft deutlich sichtbar in die Körper ein, wodurch die Körperzeichen Zusammengehörigkeit und Differenz zugleich produzieren: Durch das jeweilige Zeichen erhält jeder Sohn ein distinktes Merkmal und gleichzeitig zeichnen die Missbildungen die Söhne als Teil e i n e r Abstammungslinie aus.

Im zweiten Teil des Romans beschränkt sich der weitere Lebensweg der Nachkommen auf die Ausbreitung der Dynastie. Zuerst ziehen Uriens und Gytogen Zypern aus, das von Sarazenen belagert wird. Im Kampf gegen die Heiden wird der zyprische König tödlich verletzt, während es den französischen Ankömmlingen gelingt, die Ungläubigen zu besiegen. Insbesondere Uriens zeichnet sich im Kampf aus und so erhält er als Dank für die Hilfe gegen die Heiden die einzige Tochter des zyprischen Königs. Die beiden werden vermählt und der König stirbt direkt im Anschluss an die Zeremonie. Der Hochzeit folgt die Hochzeitsnacht, in der die beiden frisch Verheirateten *so lieblich miteinander lebten*, wie es im Text formuliert wird, *das Hermina schwanger ward eines sunes*.¹⁹ Uriens wäre damit versorgt, so dass Gytogen in den Blick gerät. Direkt im Anschluss an die Hochzeit und Hochzeitsnacht erfährt der Leser, dass auch der Bruder des zyprischen Königs, der König von Armenien, soeben verstarb. Dort beschließt man, die einzige Tochter dieses Königs mit dem Bruder des neuen zyprischen Königs zu versorgen, so dass Gytogen ebenfalls zu einer

18 Jan-Dirk MÜLLER, Melusine in Bern. Zum Problem der ‚Verbürgerlichung‘ höfischer Epik im 15. Jahrhundert, in: Literatur – Publikum – historischer Kontext (Beiträge zur Älteren Deutschen Literaturgeschichte 1), hrsg. v. Gert Kaiser, Bern/Frankfurt a. M./Las Vegas 1977, S. 29–77, hier S. 49.

19 THÜRING von Ringoltingen, Melusine (wie Anm. 5), S. 60.

Ehefrau und Regentschaft gelangt. *Die vorgeantanten zwen brüder*, vermeldet der Erzähler lapidar, bevor die beiden in der Erzählung lange Zeit nicht mehr vorkommen, *macheten vil schöner süne*.²⁰ Damit hält eine auf Männer fokussierte Fortpflanzung an, die mit der zehnfachen Sohnesgeburt Melusines ihren Anfang nahm.

Das Erzählen im zweiten Teil des Romans folgt einem einfachen und klaren Schema: Nachdem die Stammutter lediglich männlichen Nachwuchs zur Welt gebracht hat, treffen die ersten fünf Söhne jeweils auf die einzigen Töchter von legitimen Herrschern. Da es somit keine Konkurrenten um das Erbe gibt, steht der Ausbreitung des Geschlechts der Lusignan nichts im Wege. Das Schema, das im Roman verhandelt wird, folgt keiner Logik einer wie auch immer gearteten Spannung, auch keiner Logik der Wahrscheinlichkeit, sondern einer ‚Genea-Logik‘. Als kulturelles und mediales Gegenstück zur Narration kann man an die graphische Umsetzung einer Abstammungsreihe in Form eines Stammbaumes denken. Stammbäume speichern als Medien visueller Wissensorganisation nur ein bestimmtes Kontingent an Daten, insbesondere bezüglich der männlichen Nachkommenschaft. Auch der „Melusine“-Roman beschränkt sich auf ein bestimmtes Informationskontingent und konzentriert sich dementsprechend auf die Stammutter und den Stammvater, um von dort aus die einzelnen Verästelungen Stück für Stück abzuarbeiten. Der reihende Stil des Romans entspringt demselben eingeschränkten Interesse, dem auch die Stammbaumikonologie verpflichtet ist. Weiblicher Nachwuchs, der die Dynastie – aufgrund des Inzestverbots notwendigerweise – mit anderen Abstammungslinien verknüpfen würde, kommt in der „Melusine“ nicht vor und wird auch in Stammbaumdarstellungen oftmals vernachlässigt. Frauen erscheinen deshalb hauptsächlich in ihrer Funktion als Mutter und zwar als „Mutter des Sohnes [...] zum Nachteil der Mutter der Tochter“²¹, was vor allem bei den Ehefrauen der Söhne deutlich wird.

Vor dem Hintergrund dieses Erzählschemas kann der Roman als Utopie einer gradlinigen und mustergültigen Abstammungslinie gelten, als „Phantasma einer rein agnatischen Dynastie“²² – zumindest für die Söhne Nummer eins bis fünf. Dass

20 Ebd., S. 62.

21 LUCE IRIGARAY, Die Notwendigkeit eines geschlechtlich differenzierten Rechts, in: Dies., *Genealogie der Geschlechter*, Freiburg im Breisgau 1989, S. 15–24, hier S. 21 [Hervorhebung getilgt, M. O.].

22 KLINGER, *Gespensische Verwandtschaft* (wie Anm. 7), S. 51.

der Vergleich zwischen einem Stammbaum und dem Aufbau und Inhalt des Textes nahelegt, zeigen schon die Einleitungsholzschnitte und Titelbilder der Drucke:

„Alle Separatausgaben des 16. Jahrhunderts besitzen ein Titelbild. In der Mitte des großformatigen, die Seite ausfüllenden Bildes bei Hupfuff [in der Ausgabe von 1506, der ersten mit Titelblatt und -bild, M. O.] ist Melusine in ihrer Nixengestalt zu sehen. Ihr Name erscheint in einem Spruchband über ihrem Kopf. Melusine hält in beiden Händen Äste, die sich nach allen Richtungen hin verzweigen und die ganze obere Bildfläche ausfüllen. Die Äste laufen in Kreisen aus, in denen verschiedene Personen zu sehen sind.“²³

Die Abbildung 1 gibt den Einleitungsholzschnitt einer Ausgabe von 1480 wieder, in der die gleichen Motive abgebildet sind wie in der Titelillustration des späteren Druckes von Matthias Hupfuff.²⁴ Melusines imposanter Schlangenschwanz erinnert an die Darstellungen der ‚Wurzel Jesse‘ (Abb. 2): Bei diesem Bildschema sprießt aus den Lenden des Jesse ein Stammbaum der biblischen Könige bis hin zu Jesus Christus, der in der Krone des Baumes thronet. Dieses vegetative Arrangement eines körperlichen, baumartigen Auswuchses hat phallische Implikationen. Dass dieses Bildprogramm mit Melusine als Ursprung durchgeführt wird, ist bemerkenswert und beleuchtet ihre prekäre geschlechtliche Position, denn sowohl ihr kulturelles („gender“) als auch ihr biologisches Geschlecht („sex“) lassen sich nicht ohne weiteres klar zuordnen. Bleibt man im Rahmen der Geschlechterdichotomie, so ist Melusine zwar kein Mann, aber ganz Frau ist sie auch nicht. Als hybrides Wesen – als ‚halbes Gespenst‘²⁵, wie es im Vorwort heißt – entzieht sie sich geltenden Zuordnungen. Kein Wunder also, dass auf dem Einleitungsholzschnitt ihre Hände die Brust verdecken und man nicht erkennt, ob man es mit einem Mann oder einer Frau zu tun hat.

Nachdem mit den ersten fünf Söhnen die Hälfte der Kinderschar versorgt ist, kommt es im dritten Teil des Romans zu entscheidenden Abweichungen vom bis-

23 Thomas VEITSCHGGER, „Das abenteuerlich buch beweysset uns von einer frawen genant Melusine“. Beobachtungen zur deutschen Drucküberlieferung der Melusine im 15./16. Jahrhundert, in: Gutenberg-Jahrbuch 69 (1994), S. 108–121, hier S. 115^a.

24 Ebd., S. 115^b. Siehe weiterhin: Ursula RAUTENBERG, Die Melusine des Thüring von Ringoltingen und der Basler Erstdruck des Bernhard Richel, in: Thüring von Ringoltingen. Melusine (1456), Bd. 2, Kommentar und Aufsätze, hrsg. v. André Schnyder, Wiesbaden 2006, S. 61–99, hier S. 88f. Dort weitere Abbildungen der Drucküberlieferung.

25 THÜRING von Ringoltingen, Melusine (wie Anm. 5), S. 11.

herigen Schema. Während Geffroy, der sechste Sohn, in der Bretagne gegen einen Riesen kämpft, ‚springt‘ die Erzählung zum siebten Sohn: *Nun was Fraymund Melusina jungster sun / darczû was er weÿß vnd wol gelert. vnd wandelt zermal ser in das closter zû Malliers vnd gewan inprünstige grosse lieb zû dem selbigen.*²⁶ Fraymund ist zwar – hier könnte man den Erzähler korrigieren – nicht der jüngste Sohn Melusines, allerdings ist er der Jüngere der beiden, denen der Erzähler in diesem Abschnitt des Romans seine Aufmerksamkeit schenkt. Das ‚Springen‘ der Erzählung stellt ein wichtiges Lektüresignal dar, denn von nun an wird zumindest in Ansätzen parallel erzählt. Auch das Auftreten eines Riesen zeigt als ‚Realitätsbruch‘ an, dass der Roman die Bahnen verlässt, auf denen sich die ersten fünf Söhne bewegt hatten. An die Stelle der Reihung und Variation ähnlicher Lebenswege tritt als drittes Lektüresignal mit Geffroy ein Protagonist, der die verschiedenen Erzählstränge des dritten Teiles zusammenhält und der dementsprechend zur Hauptfigur avanciert.

Fraymund zieht also nicht aus, um Abenteuer zu bestehen, sondern *wandelt* in ein Kloster; er gewinnt auch keine (Ehe)Frau, sondern er verliebt sich. Von Liebe ist im Roman ansonsten kaum die Rede. Die wichtigste Belegstelle des Begriffs ist das „Liebesduett“²⁷ zwischen Melusine und Reymund nach dem abschließenden Tabubruch.²⁸ Eine Liebesbeziehung (im Sinne einer affektiven Bindung) ist zwischen Reymund und Melusine nur möglich, wenn sie bereits unmöglich geworden ist; Liebe ist hier eine Erfahrung des Verlusts im Modus der Rhetorik. Auch andere emotionale Bindungen wie Brüderlichkeit oder Freundschaft spielen – von der Zweierbeziehung Reymunds und Emmerichs abgesehen – keine Rolle. Die Verheiratung Reymunds mit Melusine, die Auszüge der Söhne, die Heiraten und Sohneszeugungen entstammen einem Begehren, das nicht mit dem Liebesbegriff codiert wird, sondern wesentlich symbolisch strukturiert ist: Die Paarbeziehungen sind umstellt von genealogischem Denken, von Tabus und von Geschehnissen mit symbolischem Mehrwert.

26 Ebd., S. 92.

27 Volker MERTENS, „Aspekte der Liebe“. Ihre Semantik in den Prosaromanen „Tristrant“, „Melusine“, „Magelone“ und „Goldfaden“, in: Personenbeziehungen in der mittelalterlichen Literatur (Studia humaniora 25), hrsg. v. Helmut Brall/Barbara Haupt/Urban Künsters, Düsseldorf 1994, S. 109–134, hier S. 121.

28 Siehe dazu auch Manuel BRAUN, Ehe, Liebe, Freundschaft. Semantik der Vergesellschaftung im frühneuhochdeutschen Prosaroman (Frühe Neuzeit 60), Tübingen 2001, S. 212ff.

Von seinem Vater erhält der verliebte Fraymund schweren Herzens die Erlaubnis, Mönch zu werden, auch wenn Reymund es lieber sähe, wenn sich sein Sohn als Ritter bewährte. Das Mönchtum Fraymunds bildet den Auftakt und Auslöser des Umschlags ins Unglück, auch wenn sich dieser Umschlag letztlich mehr als permanente Ankündigung und Drohung erweist denn als erzählte Wirklichkeit. Der Konflikt, der aus Fraymunds Entscheidung für das Mönchtum resultiert, wird im Roman (und in der Forschung)²⁹ auf den Gegensatz zwischen ritterlicher und geistlicher Lebensform reduziert. Dabei gerät aus dem Blick, dass in der „Melusine“ ein ritterliches Dasein an den Erwerb einer Ehefrau und an die Zeugung von Söhnen gekoppelt ist. Der Gang ins Kloster ist deshalb auch ein Gang in ein Jenseits der dynastischen Genealogie. Indem Fraymund eine geistliche Lebensform bevorzugt, verzichtet er auf eine Fortführung seines Geschlechts und hat damit seine Existenzberechtigung in den Augen seines Bruders verwirkt. Fraymunds Entscheidung gegen das Rittertum ist in der Logik des Textes eine Entscheidung gegen die Logik der Abstammung, wie sie der Text propagiert. Durch den Entschluss, Mönch zu werden, bricht Fraymund ein dynastisches Tabu und stößt damit eine Kette von Handlungen an, die in Reymunds endgültigem Tabubruch gipfeln.

Die beiden Abenteuer, die den Roman abschließen, knüpfen an die letzten offenen Erzählstränge an und so rücken die beiden Schwestern Melusines in den Blick. Die Situationen sind schnell skizziert: Zum einen darf, wer drei Tage und Nächte lang einen Sperber bewacht, sich von Meliore alles wünschen, nur nicht Meliore selbst; wobei – dies ist die wesentliche Einschränkung – das Abenteuer nur bestehen kann, wer aus Melusines Familie stammt. Gys, der Sohn Gyots, der die Herrschaft in Armenien ‚errungen‘ hatte, macht sich auf, das Abenteuer zu bestehen. Allerdings fordert er entgegen der klar definierten Spielregeln nicht etwas von der Jungfrau, sondern die (verwandte) Jungfrau selbst. Die Sanktionen, die dieser Übertretung folgen, betreffen nicht nur Gys, sondern wie im Roman üblich auch dessen gesamte Nachkommenschaft: *vnd also pist du nun des geschlechtes vnd stamen*, erklärt ihm Meliore, *vnd sôltest sôlchs nit eruordern / dann es vnmüglich ist Darzû so wirt dein reich vallen in ein ander geschlecht vnd ganz auß deinem stamen kommen [...]*.³⁰ Im Rahmen des Romans ist dies die narrative Höchststrafe.

29 Zum Beispiel: THÜRING von Ringoltingen, Melusine (wie Anm. 5), S. 1066/Stellenkommentar: „Grundlage des Konfliktes, der sich anbahnt, ist die Verachtung des Ritter (*miles*) für den Kleriker“.

30 Ebd., S. 162.

Den kulturellen Hintergrund dieser Sanktionen bildet das Inzestverbot. Wenn nur ein Angehöriger des Geschlechts der Lusignan das Abenteuer bestehen kann, und wenn es zu den Spielregeln gehört, dass man – „entgegen der literarischen Tradition“³¹ – die beteiligte Jungfrau nicht zur Frau fordern darf, dann zielen die Spielregeln auf eine Vermeidung des Inzests ab. Damit werden die Verwandten der Mutter von der Fortführung der Dynastie ausgeschlossen. Auch im Einleitungsholzschnitt wird dies dargestellt, denn dort gibt es keine verbindenden Zweige zwischen Melusine und ihren Schwestern.³²

Palantine befindet sich in einer ähnlichen Situation wie ihre Schwester: Sie hütet den väterlichen, von einem Drachen bewachten Schatz. Der Leser erfährt von einem Mitglied der Tafelrunde, einem Verwandten Tristans, der das Abenteuer jedoch nicht besteht. Als Mitglied der Tafelrunde ist er zwar ein Angehöriger einer elitären Gesellschaft (und auch die Verwandtschaft mit Tristan ist sicherlich nicht zu unterschätzen), aber der Ritter ist eben kein Verwandter Palantines, denn auch dieses Abenteuer kann nur von einem verwandten Ritter bestanden werden: *einer der da von dem stamen des vorgenanten künig Helmas geschlächtes sey*.³³ Dies zumindest in der Theorie, denn Geffroy – die Hauptfigur des dritten Teils – entschließt sich zwar, das Abenteuer bestehen zu wollen, wird allerdings zuvor krank und stirbt. Geffroy hätte die Chance gehabt, sich zu Land und Herrschaft noch zusätzlich eine Frau zu sichern, doch der plötzliche Tod vermeidet den potentiellen Inzest zwischen Tante und Neffen.

Damit wird deutlich, dass es im Vergleich zum zweiten Teil des Romans vor allem zwei Probleme bei der Fortsetzung der Dynastie gibt; Probleme, denen man eine gewisse Konventionalität nicht absprechen kann, nämlich der Gang ins Kloster und das Verbot des Inzests. Die funktionierenden Paarbeziehungen des ersten und zweiten Teils wiederum sind symbolisch generiert und strukturiert, sie klammern eine passionierte Liebe und Sexualität aus und machen aus dem Roman ein narra-

31 Ingrid BENNEWITZ, *Komplizinnen und Opfer der Macht. Die Rollen der Töchter im Roman der Frühen Neuzeit (mit besonderer Berücksichtigung der „Melusine“ des Thüring von Ringoltingen)*, in: *The graph of sex and the german text. Gendered culture in early modern Germany: 1500-1700* (Chloe. Beiheft zum Daphnis), hrsg. v. Lynne Tatlock/Christiane Bohnert, Amsterdam 1994, S. 225–245, hier S. 232.

32 *Zur Umsetzung des Inzesttabus in der „Melusine“* siehe auch KLINGER, *Gespensische Verwandtschaft* (wie Anm. 7), S. 58ff.

33 THÜRING VON RINGOLTINGEN, *Melusine* (wie Anm. 5), S. 166.

tives Mit- und Nachvollziehen eines Stammbaumes. Genau dies bringt der Einleitungsholzschnitt der Drucke zum Ausdruck.

Geld, Herrschaft & Liebe

Auf dem Titelholzschnitt des Erstdrucks des „Fortunatus“ (Abb. 3) sieht man den gleichnamige Protagonisten mit Zauberhut, Geldsäckel und luxuriöser Kleidung auf einem gewaltigen Thron sitzen, der von einem breiten, recht einfach perspektivierten Baldachin überdacht wird. Der groß bemessene Geldsäckel, der die Mitte des Holzschnitts einnimmt, ruht in Fortunatus' Schoß; dort wird der Säckel von der Linken gehalten, während sich die rechte Hand mit einer Geste des Hineingreifens oder Herausholens an der Öffnung des Säckels befindet. Die beiden Söhne, Ampedo und Andolosia, sind als virtuelle Verlängerung zweier Thronsäulen im unteren Drittel des Bildes zu sehen. Beide sind deutlich kleiner dargestellt: Ampedo gebückt auf einem Knie ruhend und Andolosia stehend mit einem Wanderstab in der Hand. Die drei Namen der Protagonisten vervollständigen die Darstellung, wobei Fortunatus' Schriftzug durch Baldachin und Zeilenumbruch in zwei Blöcke gespalten wird.

Der Holzschnitt zitiert einen Typus des Herrscherbildnisses, wie er etwa in der „Welfenchronik“ zu finden ist (Abb. 4). Dort hält Kaiser Friedrich Barbarossa auf einem Thron sitzend den Reichsapfel in seinem Schoß. Man darf bei derartigen Darstellungen aber auch an ein modisches Accessoire des 15. und 16. Jahrhunderts denken, an die so genannte ‚Schamkapsel‘. Diese auffällige und bei Männern weitverbreitete Aufmachung des Genitalbereichs ist „Signum einer demonstrativ zur Schau getragenen Männlichkeit“³⁴.

Berücksichtigt man diese Bezüge, so werden im „Fortunatus“-Holzschnitt mithilfe des Geldsäckels finanzielle, herrscherliche und männliche Potenz symbolisch überblendet. Als Insignie der Herrschaft bringt der Geldsäckel somit nicht nur pekuniäre Macht zum Ausdruck, sondern steht als Phallus für die herrscherliche Zeugungskraft, deren Erzeugnisse im unteren Bildteil zu sehen

34 Judith KLINGER, Pralle Beutel und verspielte Potenz. Die ‚Schamkapsel‘ in der frühneuzeitlichen Körper- und Geldökonomie, in: Die Kunst der Mode (Mode und Ästhetik 4), hrsg. v. Gertrud Lehnert, Oldenburg 2006, S. 52–101, hier S. 52. Klinger liest unter anderem den Titelholzschnitt des „Fortunatus“; dort der Hinweis auf die Parallelen zur Herrscherikonographie.

sind. Durch die Darstellung Ampedos und Andolosias ergänzt der Holzschnitt den Herrscherbild-Typus um eine genealogische Komponente. Der massive Baldachin, der den Namen des Protagonisten teilt, lässt an einen Baumstamm und damit auch an einen Stammbaum denken, so dass die Teilung des Namens mit der Aufspaltung der Abstammungslinie in zwei Zweige korrespondiert. Die Darstellung kündigt einen Roman an, in dem genealogische Fragen und Probleme diskutiert werden.

Der Holzschnitt lässt keinen Raum für Frauen: Herrschaft und Genealogie sind männlich codiert. Blickt man auf die Ehe Gracianas und Theodorus', der Eltern Fortunatus', so besteht die Aufgabe der Frau im wesentlichen darin, den Mann tugendhafter, um nicht zu sagen ‚anmutiger‘ zu machen – nicht umsonst ist Graciana die personifizierte Anmut. Diese Eigenschaft haben Theodorus' Verwandte im Sinn als sie ihm, dem wohlhabenden und edlen *purger / altz herkommens*³⁵, der in der zypriischen Stadt Famagusta mit Turnieren und aufwendigem Hofleben seinen Besitz verschwendet, zu einer Heirat raten. Der Plan geht für einige Zeit auf und sowohl die Verwandten als auch die Braut sind mit den domestizierenden Auswirkungen der Ehe sehr zufrieden; allerdings wussten sie nicht – wie der Erzähler anführt – *was die natur an ir hat / das / das nicht wol zu wenden ist*³⁶. Theodorus fällt nach der Geburt Fortunatus' wieder in sein früheres Verhalten zurück. Seine ‚Natur‘ ließ sich nur zeitweilig unterdrücken und seiner Ehefrau bleibt letztlich nur das Kochen und Wäschewaschen im verarmten Haushalt. Für den Fortgang der Handlung spielt Graciana ansonsten keine Rolle.

Theodorus' Abstieg bietet im Anschluss an den Holzschnitt eine zweite, ergänzende Einführung in die Themenbereiche des „Fortunatus“. Der Umgang mit Geld, der finanzielle und gesellschaftliche Abstieg, das Aufeinandertreffen von Armut und Adel, die Möglichkeit und Notwendigkeit von Eheschließungen – all dies wird im Laufe des Romans ausführlich und in verschiedenen Konfigurationen diskutiert. Theodorus' Abstieg bildet aber auch die Grundlage für den Fortgang Fortunatus', der von seinem Vater nichts mehr zu erwarten hat.

So wie Graciana die Anmut, trägt Fortunatus das Glück im Namen. Dementsprechend glaubt er daran, dass noch *vil glücks in diser welt*³⁷ sei und verdingt sich

35 Ich zitiere wiederum Müllers Ausgabe: Fortunatus, in: Romane des 15. und 16. Jahrhunderts. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten (Bibliothek der Frühen Neuzeit 1), ed. v. Jan-Dirk MÜLLER, Frankfurt a. M. 1990, S. 383–585, Stellenkommentar S. 1183–1225, hier S. 388.

36 Ebd., S. 389.

37 Ebd., S. 391.

beim Grafen von Flandern. Durch eifrige Dienstbarkeit und außergewöhnliche Geschicklichkeit avanciert Fortunatus rasch zum Favoriten des Grafen – für Fortunatus allemal eine Vaterfigur – und zieht sich hierdurch den Neid der übrigen Dienerschaft zu. Diese schmiedet ein Komplott: Rupert, ein *alter listiger*³⁸ Diener, gewinnt Fortunatus' Vertrauen und tischt ihm eine Lügengeschichte auf, die aus einem Lehrbuch der Psychoanalyse stammen könnte. Der Graf, so erzählt Rupert, Sorge sich um seine schöne Ehefrau und deren Frauenzimmer und wolle deshalb vier Diener, die engen Kontakt zu den Frauen haben, *baid hoden auß schneidenn* lassen.³⁹ Die Diener, unter ihnen auch Fortunatus, sollen also laut Rupert im Auftrag ihres Herrn kastriert werden:

*vnd darmit so vermaint er [der Graf von Flandern, M. O.] zufürkommen / daß kain eingang / füro hyn entspring / der liebe in seinem frauen zymmer. Wann er wisse wol das kain frauw kainen verschnitten oder hodenlossen man / nit lieb müg gewinnen / wann es gantz wider ir natur ist [.]*⁴⁰

Zwar ist man heutzutage oft geneigt, eine Kastration bei Männern mit einer Amputation des Penis gleichzusetzen, allerdings wird bis in das 19. Jahrhundert unter Kastration vor allem die Entfernung der Hoden verstanden.⁴¹ Ob es tatsächlich gegen die ‚Natur‘ der Frau verstößt, Eunuchen ‚lieb zu gewinnen‘ – wie Rupert es ausdrückt –, kann man dahingestellt sein lassen. Fortunatus immerhin lässt sich überzeugen. Die Vorstellung, sein Herr und Ersatzvater könnte seine Diener als Konkurrenten ansehen und deshalb ‚verschneiden‘, erscheint ihm unmittelbar plausibel und er verlässt Hals über Kopf die Stadt, denn – so sagt er –,

*der mir die wal gäß / ob ich mir ließ außschneiden / das ich künig zu franckreich wår / oder vnuerschnitten müßt beetlen geen mein lebtag / So bedörfft ich kaynes radts noch darauff mich zu bedencken / Jch wollt ee beetlen gan [.]*⁴²

Fortunatus verfügt lieber über intakte Testikel als über Reichtum; es ist deshalb verständlich, wenn er nach London flieht und dort seinen Besitz mit käuflichen Frauen verprasst. Auch die anschließende Zeit als Diener eines Kaufmanns (sozusa-

38 Ebd., S. 397.

39 Ebd., S. 399.

40 Ebd., S. 400.

41 Siehe hierzu die bemerkenswerte Arbeit von Gary TAYLOR, *Castration. An abbreviated history of western manhood*, New York/London 2002.

42 Fortunatus (wie Anm. 35), S. 400f.

gen der zweite Versuch, sich als Diener zu bewähren) erlaubt nur einen vorübergehenden Aufenthalt und keine dauerhafte gesellschaftliche Integration. Infolge eines Mordes, in den Fortunatus nicht verwickelt ist, wird die *familia*, das ‚ganze Haus‘, des Kaufmanns bestraft; Fortunatus entgeht nur mit Glück dem Tod, muss erneut fliehen und landet in einem Wald in der Bretagne. In den Romanen der Zeit sind Wälder ein Außenposten des Realen. Dort verirrt man sich, dort hausen wilde Tiere und dort lebt das Glück, sei es in Form eines Wasser- und Windgeistes mit samstäglich körperlicher Deformation oder auch in Form der Jungfrau des Glücks⁴³. Sie eröffnet Fortunatus mehrere Wahlmöglichkeiten (*weyßhait / Reichtumb / Stercke / Gesundheit / Schöne / vnd langs leben*)⁴³ und er entscheidet sich entgegen jeglicher Tradition nicht für die Weisheit, sondern für das Geld und damit für ein Portemonnaie, das niemals leer wird und stets die jeweils gültige Währung enthält. Die dauerhafte Funktionstüchtigkeit der magischen Geldbörse, die das folgende Geschehen des Romans wesentlich bestimmt, ist allerdings an komplexe genealogische Regeln geknüpft, die die Jungfrau des Glücks gewissenhaft erläutert:

*Vnnd dyser seckel / solle die tugent habenn dein lebtag / vnd deiner nächsten erben / vnnd auch nit lenger / und eelich erben. vnd ob der sekel in ander händ käme dann dein oder deiner erben / nochdann hat er alweg die tugent vnnd die krafft.*⁴⁴

Die Informationen Fortunatas zu den Bedingungen der Funktionsfähigkeit des magischen Utensils sind für den Fortgang des Romans unabdingbar, denn der Glückssäckel gibt mit seinen Funktionsbedingungen die Spielregeln der Narration vor. Wenn mit dem Tod Andolosias am Ende des Textes auch das Ende der Genealogie erreicht ist, zeigt sich, dass der Glückssäckel selbst ein Symbol dieser Genealogie war, mit deren Ende die Geldbörse ihre magischen Kräfte verliert. Diese symbolische Qualität des Geldsäckels wird noch durch die Aufforderung der Jungfrau des Glücks betont, jedes Jahr einer armen Frau durch eine Geldschenkung zur Heirat zu verhelfen. Die monetäre Zirkulation funktioniert nur bei erfolgreicher biologischer Reproduktion.

Fortunatus erfüllt die Anforderungen. Er kümmert sich einmal jährlich um die Verheiratung einer armen Frau und er stellt die Funktionstüchtigkeit des magischen Utensils durch eine Heirat und die Geburt zweier Söhne sicher. Die Grün-

43 Ebd., S. 430.

44 Ebd.

de für das Scheitern in dritter Generation lassen sich verstehen, wenn man sich mit den Praktiken heterosexueller Paarbeziehungen beschäftigt, denn schließlich ist die Fortsetzung der Genealogie an zweigeschlechtliche Fortpflanzung im ehelichen Rahmen gekoppelt. Anders gesagt: Die Söhne benötigen eine (Ehe)Frau zum Zeugen von Nachkommen. Zwei Erzählstränge sind hierbei von Bedeutung, deren Differenzen die Probleme und Möglichkeiten der Fortsetzung der Genealogie verdeutlichen: (1) Fortunatus' Wahl der jüngsten Grafentochter und (2) Andolosias Frauengeschichten.

(1) Unmittelbar nachdem sich Fortunatus kraft seiner wirtschaftlichen Macht in Zypern durch die Errichtung von Prachtbauten etabliert hat, fasst er den Plan, ein *gemahel zu nemen*⁴⁵. Dieser Plan kommt auch dem König zu Ohren, der einen *nitt fast mechtig[en]*⁴⁶ Grafen überredet, eine seiner Töchter an Fortunatus zu binden. Die Heirat ist ihrem gesamten Vor- und Ablauf nach keine Liebesheirat. Ihr Vollzug resultiert aus unterschiedlichen Interessen verschiedener Personen: Fortunatus will in Famagusta auf dem elterlichen Grund und Boden sesshaft werden; der zyprische König will, dass Fortunatus eine adelige Tochter heiratet; die Eltern der drei Töchter, die Fortunatus vorgestellt werden, wollen ihre Kinder wegen der eigenen Mittellosigkeit reich verheiraten. Die auf diese Weise gestiftete Ehe fungiert als ‚Zeugungsgemeinschaft‘: Cassandra gebiert zwei Söhne und spielt ansonsten für den Fortgang der Handlung keine wesentliche Rolle.

(2) Andolosias Frauengeschichten stehen in scharfem Kontrast zur Verheiratung seines Vaters. Fortunatus war zwar während seiner Zeit in London sexuell sehr aktiv, doch nach der Übergabe des Geldsäckels vermindert sich seine sexuelle zugunsten seiner finanziellen Potenz. Andolosia, dem dieses Schlüsselerlebnis seines Vaters fehlt, lebt seine sexuelle Potenz aus. Der Vergleich mit Fortunatus ist naheliegend und ein Effekt der Vater-Sohn-Erzählung. Die Lebensläufe lassen sich neben- und übereinander legen, so dass Übereinstimmungen und Differenzen aufscheinen. Diese paradigmatische Lesbarkeit wird noch durch die dichte Verweisstruktur des „Fortunatus“ verstärkt: Die zahlreichen Heiraten, die Auseinandersetzungen zwischen Herrschaft und Reichtum, die mehrfachen Reisen und Turniere stellen sicher, dass die einzelnen Figuren immer auch auf ihre Vorfahren bzw. Nachkommen hin gelesen werden können.

45 Ebd., S. 466

46 Ebd., S. 467.

Andolosas Frauengeschichten scheitern systematisch. Alles beginnt mit dem unmoralischen Angebot an die überaus attraktive Gattin eines *stechgesell[en]*; ihr will Andolosa 1.000 Kronen geben, *das sy ain nacht bey ym lág*.⁴⁷ Indem die Frau eine Nachbarin bezahlt, an ihrer statt mit dem Turnierpartner ihres Mannes die Nacht zu verbringen, fügt sie Andolosa eine erste Niederlage in Liebesdingen zu. Wie sein Vater erhält auch Andolosa die Möglichkeit, eine Grafentochter zu heiraten. In seinem Fall ist es der König von Damaskus, der Andolosa eine aussichtsreiche adelige Partie anbietet, nämlich die einzige Tochter eines alten Grafen, *das wolt aber Andolosa nit thün / wann des grafen tochter geuiel ym nitt / sy was nitt hübsch*.⁴⁸ Im Gegensatz zu seinem Vater akzeptiert Andolosa eine ‚politisch‘ motivierte Heirat nicht. Was er stattdessen sucht, sind Schönheit und Liebe. Doch das Fehlen einer adäquaten Ahnenreihe wird ihm zum Problem, als er sich im affektiven Übermut in die englische Königstochter Agripina verliebt. *O wolte gott das ich von künigklichem stammen geborn wär*, klagt Andolosa über seine genealogische Unzulänglichkeit, *so ich aber nit so hoch geboren byn / so kan ich dannocht nit lassen / ich muß ir hold sein [...]*.⁴⁹

Die Werbung um Agripina führt zu einem Konflikt zwischen zwei Systemen, die sich in der Zeit um 1500 ausdifferenzieren beginnen, zu einem Konflikt nämlich zwischen herrscherlicher Macht qua Stand und pekuniärer Macht qua Reichtum. Die passionierte Liebe Andolosas lässt die beiden Systeme aufeinanderprallen und wird damit zur Bruchstelle der Genealogie.⁵⁰ Im „Fortunatus“ gibt es keine Vereinigung von Reichtum und herrscherlicher Macht, denn der englische König spielt seine ‚Herrschaft‘ – mit Max Weber als Gehorsam der Menschen verstanden⁵¹ – gegen den Reichtum Andolosas aus. Das Problem wird vom König klar definiert: *disen Andolosa rewet kain gelt vnnd hat weder land noch leüt Jch muß ym ettwas beweisen / darbey er mercken muß das er nit so mächtig ist als er maint [...]*.⁵² Indem der englische König sich bei Andolosa zum Essen einlädt, jedoch seinen Unterta-

47 Ebd., S. 510.

48 Ebd., S. 514.

49 Ebd., S. 517.

50 Vgl. Nikolas LUHMANN, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a. M. 1994.

51 „ ‚Herrschaft‘ soll [...] die Chance heißen, für spezifische (oder: für alle) Befehle bei einer angebbaren Gruppe von Menschen Gehorsam zu finden.“ (MAX WEBER, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehendn Soziologie*, ed. v. Johannes WINCKELMANN, 5. Aufl. Tübingen 1976, Kap. III, § 1, S. 122).

52 *Fortunatus (wie Anm. 35)*, S. 518.

nen erfolgreich verbietet, dem Gastgeber Feuerholz zu verkaufen, zwingt er seinen reichen Widersacher, sündhaft teure Gewürze zu verbrennen. Diese Demonstration eines unermesslichen Reichtums, der sich gegen die Herrschaft vorerst durchsetzen kann, führt dazu, dass man sich innerhalb der königlichen Familie darum bemüht, das Geheimnis dieses Reichtums zu ergründen. Allerdings gibt es keine Bemühungen, Andolosia und sein Geld durch eine Heirat an das Königshaus zu binden. Er ist zu keinem Zeitpunkt ein opportuner Heiratskandidat für das einzige Kind des englischen Königs.

Gegenüber Agripina gibt der verliebte Andolosia schließlich sein Geheimnis preis und er bricht damit das Gebot des Vaters, die Existenz des Geldsäckels nicht zu enthüllen. Aus den anschließenden Episoden wechselhaften Glücks geht Andolosia insofern als Sieger hervor, als er die beiden Glücksutensilien, Säckel und Hut, nach deren zwischenzeitlichem Verlust zurückgewinnen kann und Agripina zeitweilig in ein Kloster verbannt, um sie schließlich an den zyprischen Königssohn zu vermitteln. Verloren hat Andolosia dagegen, weil vorerst keine Aussicht auf Nachkommen besteht. Stattdessen wird er schließlich zum Brautwerber für den zyprischen Königssohn, der letztendlich den Palast der Theodorusdynastie gemeinsam mit Agripina übernimmt, so dass sich am Ende die ‚politisch‘ motivierte Eheschließung mit Brautwerber unter Wahrung der Standesgrenzen gegenüber der Liebesheirat als überlegen erweist.

Indem Fortunatus seinen Söhnen aufträgt, die beiden magischen Utensilien nicht voneinander zu trennen und niemandem von ihrer Existenz zu erzählen, versucht er die Einheit des dynastischen Besitzes zu erhalten. Die Trennung der beiden Gegenstände lässt sich als Auflehnung der Söhne gegen den Vater lesen. Zwar will Ampedo dem Gebot des Vaters Folge leisten, doch Andolosias Drang, nach Ehre zu streben und wie der Vater durch die Welt zu reisen, setzt sich durch.⁵³ Nachdem ihn Agripina um den Säckel gebracht hat, klagt er gegenüber seinem Bruder: *‚ich hab das gebot daz vns vnser getreüwer vatter gab / als er auß diser welt schied / übergangen / vnd hab aim liebhabenden menschen daruon [vom Glückssäckel, M. O.] gesagt‘*.⁵⁴ Das Verbot des Vaters ist präsent und seine Übertretung wird

53 Betrachtet man das unterschiedliche Verhalten der beiden Brüder mit genealogischem Blick, erkennt man, dass der ältere (und älteste) Sohn als ‚Stammhalter‘ die Herrschaft übernimmt, während der Zweitgeborene, der nicht durch eine Erbschaft versorgt wird, fortzieht, sein Glück zu finden.

54 Fortunatus (wie Anm. 35), S. 529.

im gemeinsamen Gespräch der Brüder vergegenwärtigt. Andolosia hat – so sieht er es – nicht einfach nur einen Fehler gemacht, den er sich persönlich anzukreiden hätte, sondern er hat das Gesetz des Vaters gebrochen. Diese Verknüpfung zwischen dem Bruch des väterlichen Gesetzes und dem Verlust des Säckels mag mit Blick auf die Handlungslogik unsinnig sein, wie Jan-Dirk Müller meint⁵⁵, mit Blick auf die ‚Genea-Logik‘ jedoch ergeben sich psychoanalytische und auch narrative Zusammenhänge.

Die Strafe für den Bruch des väterlichen Gesetzes erfolgt im Anschluss an das Stechen und Turnieren im Rahmen der Hochzeit Agripinas und des zyprischen Prinzen; dies ist die Hochzeit, durch die der Misserfolg Andolosias in Heiratsdingen besiegelt wird. Eigentlich müsste Andolosia wegen seiner herausragenden Leistung den Turnierpreis erhalten – jedoch geht dieser *von eeren wegen*⁵⁶ an den Grafen Theodorus von England. Der Graf erfährt, dass das anwesende Volk damit nicht einverstanden ist, weshalb er den stets in großer Pracht auftretenden Andolosia gefangen nimmt, foltert und schließlich erwürgt.

Eine Doppelung der Personennamen in den literarischen Texten der Zeit sollte den Leser aufmerksam machen, denn die semiotische Redundanz einer Namensgleichheit zwingt zu hermeneutischen Anstrengungen. Theodorus, so hieß auch der Vater Fortunatus', so dass im Text mit dem Ende der Genealogie symbolisch eine Brücke zu deren Anfang geschlagen wird. Es ist auf dieser symbolischen Ebene der Ur Vater, der durch die namentliche Wiederkehr den Bruch des väterlichen Gesetzes an Andolosia rächt: Der ‚nom du père‘ steht – so Lacan – für das ‚non du père‘, denn im *„Namen des Vaters“* müssen wir die Grundlage der Symbolfunktion erkennen, die seit Anbruch der historischen Zeit seine Person mit der Figur des Gesetzes identifiziert⁵⁷. Dass die Macht des ‚nom du père‘ enorm ist, zeigte sich bereits bei der Lügengeschichte, die Rupert erzählt: Für Fortunatus ist es völlig plausibel, dass der Graf von Flandern – der symbolische Vater – die Macht hat, seine Ehefrau durch die Kastration des symbolischen Sohnes zu ‚schützen‘.

Am Schluss des Romans wird der genuin genealogische Gedanke einer mythisch-schicksalhaften Verbindung der Zeitgenossen mit den Vorfahren evoziert. Damit werden im Rahmen genealogischen Denkens Muster und Ängste aufgeru-

55 Ebd., S. 1174/Zu ‚Struktur und Gehalt‘.

56 Ebd., S. 568.

57 Jacques LACAN, Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse, in: Schriften I, hrsg. v. Norbert Haas, Weinheim/Berlin 1986, S. 71–169, hier S. 119.

fen, die die Psychoanalyse beschrieben hat: Die Söhne einer imaginierten Urhorde – so legt es Freud in ‚Totem und Tabu‘ dar – verbünden sich gegen den übermächtigen Vater, der ihrem Machtstreben und sexuellen Verlangen im Wege steht, und töten ihn. Da die Söhne dem Vater jedoch ambivalente Gefühle entgegenbringen – ihn nicht nur hassen, sondern auch lieben – empfinden sie Reue, verzichten auf die direkten Vorteile aus dem Mord und errichten einen Vaterersatz, das Totem.

Am Ende des Romans steht somit ein ‚psychoanalytisches Narrativ‘: Mit dem Mord des Vaters wird eine psychoanalytische Urszene und Angstphantasie literarisch durchgespielt. Berücksichtigt man dies, so wird auch deutlich, warum Andolosia nicht durch das Schwert umkommt: Vielmehr nutzt Theodorus sein Schwert dazu, seinen Gürtel festzuzurren, mit dem er Andolosia erwürgt. Da der Gürtel zur Befestigung des Geldsäckels dient, wird Andolosias Tod symbolisch aufgeladen. Aus dem genealogischen Symbolgewebe, für das der Geldsäckel steht, gibt es selbst in der Stunde des Todes kein Entrinnen. Ein Blick auf das „Faustbuch“ wird zeigen, wie man jenseits eines genealogischen Symbolgewebes sterben kann.

Geblüts- vs. Sexualitätsgesellschaft

Das werbewirksame Titelblatt der 1587 in Frankfurt am Main veröffentlichten „Historia von D. Johann Fausten“ ist in vier Blöcke unterteilt.⁵⁸ Der erste Block gibt den Titel des Buches an, auch dessen ‚Gattung‘ und liefert eine kurze Inhaltsangabe. Der zweite Block verweist auf die (angebliche) Quelle der angekündigten „Historia“, nämlich auf die *eygenen hinterlassenen Schriften* des Dr. Johann Faustus, die *zum schrecklichen Beyspiel / abscheuwlichen Exempel / vnd treuwhertziger Warnung zusammen gezogen / vnd in den Druck verfertiget* wurden.⁵⁹ Schließlich folgt drittens

58 Zum Titelblatt siehe: Mireille SCHNYDER, Initationsriten am Anfang des Buches, in: *Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe*, hrsg. v. Corina Caduff/Joanna Pfaff-Czarnecka, Berlin 1999, S. 191–218, hier S. 198–203. Ein Titelholzschnitt ist nicht vorhanden, da mit dem „Faustbuch“ eine Tradition der Bebilderung von Romanen endet; siehe dazu: Manuel BRAUN, Illustration, Dekoration und das allmähliche Verschwinden der Bilder aus dem Roman (1471-1700), in: *Cognition and the book. Typologies of formal organisation of knowledge in the printed book of the early modern period* (Yearbook for early modern studies 4), hrsg. v. Karl A. E. Enenkel/Wolfgang Neuber, Leiden/Boston 2005, S. 369–408, hier S. 403.

59 Ich zitiere wiederum Jan-Dirk Müllers Ausgabe: *Faustbuch*, in: *Romane des 15. und 16. Jahrhunderts*. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten (Bibliothek der Frühen Neuzeit 1),

ein für das Thema einschlägiges Bibelzitat und viertens das Impressum, das den Druckort, den Drucker, das Jahr und die Privilegierung des Druckes vermerkt. Das Titelblatt, dessen Aufbau als Paradigma dieses noch recht jungen Paratextes gelten kann, verspricht eine Erzählung über eine Person, die selbst Texte hinterließ, auf die sich der Bericht als eine Art Biographie gründen kann. Der Roman verspricht einen quellengestützten Zugriff auf die (historisch verbürgte) Person Dr. Johann Faustus.

Angesichts des paratextuellen Versprechens, sich auf einen Protagonisten zu konzentrieren, dessen Geschichte den Rezipienten zur Warnung erzählt werden soll, mag es überraschen, dass das erste Kapitel nicht mit den ‚hinterlassenen Schriften‘ beginnt, sondern mit Fausts Geburt und der Beziehung zu seinen Eltern und Verwandten. Der Roman steht damit ganz in der Tradition des genealogischen Erzählens, das – wie in der „Melusine“ und im „Fortunatus“ – mit einer ersten Generation beginnt, um dann zur zweiten und dritten Generation überzugehen. Dass das „Faustbuch“ mit einer Erläuterung zu Fausts Eltern einsetzt, dürfte den zeitgenössischen Leser somit kaum erstaunen; man kennt das Prinzip.

Die Eltern, Bauern aus der Nähe Weimars, geben ihren jungen Sohn zu einem wohlhabenden Vetter in die Lutherstadt Wittenberg. Dieser Vetter, *welcher D. Fausten auffgezogen / vnd gehalten wie sein Kind / dann dieweil er ohne Erben war*⁶⁰, ermöglicht dem jungen Verwandten als kinderloser Ersatzvater ein theologisches Studium. Die pädagogischen Bemühungen können Faustus allerdings nicht davon abhalten, sich vom christlichen Glauben abzuwenden. Angesichts der intensiven erzieherischen Anstrengungen der Eltern und des Veters weist der Erzähler vehement darauf hin, dass diese an Fausts Abkehr vom Glauben keine Schuld tragen, da sie sich zum einen fürsorglich um ihr Kind gekümmert hätten und da zum anderen *fromme Eltern* oft mit *Gottlose[n] / vngerahtene[n] Kinder[n]* gestraft seien.⁶¹ Die erheblichen Anstrengungen, die der Erzähler unternimmt, um Fausts Eltern zu entschuldigen, rechtfertigt er mit einem Hinweis auf die ‚öffentliche Meinung‘:

ed. v. Jan-Dirk MÜLLER, Frankfurt 1990, S. 831–986, Stellenkommentar S. 1362–1430, hier S. 831.

60 Ebd., S. 842.

61 Ebd., S. 843.

Das ich darumb erzehle / dieweil jr viel gewest / so diesen Eltern viel Schuld vnd Vnglimpff fürwerffen / die ich hiemit excusiert wil haben / daß solch Laruen [d.i. ‚Schreckgespenster‘, M. O.] den Eltern nicht allein als schmehehafft < sint > / sondern als hette Faustus von seinen Eltern gesogen [...].⁶²

Der Erzähler wendet sich gegen die offenbar weitverbreitete Ansicht, dass zwischen den Eltern und deren Kindern eine Beziehung derart existieren müsse, dass die Eltern an der moralisch-charakterlichen Disposition der Kinder schuldig seien. Von besonderem Interesse ist dabei die Formulierung *von seinen Eltern gesogen*, denn hierdurch wird deutlich, dass an eine körperliche Bindung zwischen Eltern und Kindern gedacht wurde.⁶³ Die Erwähnung der Eltern im ersten Kapitel des Buches dient jedoch nicht dazu, eine genealogische Reihe zu begründen, sondern eine solche Reihe explizit zu negieren. Durch diese Negation steht nun einzig Faustus als Individuum im Rampenlicht der Erzählung – eine Individualität qua Negation des Genealogischen oder, um auf Weinsberg zurückzukommen, eine Individualität durch das Abschlagen von Gliedern des Stammbaumes.

Johann Faustus studiert Theologie, erweist sich als äußerst intelligenter Student, erwirbt den Doktorgrad, beschäftigt sich aber mit der ‚Nigromantie‘, mit der schwarzen Kunst. Dennoch, so der Erzähler:

Er wußte die Regel Christi gar wol: Wer den Willen deß HERRN weiß / vnd thut in nicht / der wirdt zwuffach geschlagen. Item / Niemand kan zweyen Herren dienen. Item / du solt Gott den HERREN nicht versuchen. Diß alles schlug er in Windt / setzte seine Seel ein weil vber die Vberthür / darumb bey ihm kein entschuldigung seyn sol.⁶⁴

Im Gegensatz zu seinen Eltern und seinem Vetter kann Faustus nicht entschuldigt werden. Er ist verantwortlich, weil er um die Regeln weiß, und dieses Wissen ist die Grundlage für die Schuld, die der Protagonist als Individuum jenseits genealogischer Personenverbände auf sich lädt.

⁶² Ebd.

⁶³ Jan-Dirk Müller führt im Apparat seiner Ausgabe für ‚gesogen‘ die Übersetzung ‚gelernt‘ an, was der ungewöhnlichen Verwendung des Verbes ‚saugen‘ allerdings nur zum Teil gerecht wird (ebd.). Die Wolfenbütteler Handschrift schreibt: [...] *als were Faustus von seinen Eltern Darzue gezo-gen* [...] (ebd., S. 1368/Stellenkommentar).

⁶⁴ Ebd., S. 845.

Die weiteren Handlungsschritte sind bekannt: Dr. Johann Faustus beschwört den Teufel, erarbeitet mit Mephostophiles die vertragliche Grundlage einer zeitlich befristeten Zusammenarbeit, unterzeichnet den Vertrag mit seinem Blut, lässt sich von Mephosto unterhalten und ablenken, nimmt sich einen Famulus, treibt allerhand Schabernack, versammelt Schüler um sich und führt ein *Säuwisch vnnnd Epicurisch leben*⁶⁵, bevor er nach Ablauf der Vertragszeit vom Teufel geholt wird. Eingewoben in diese Entwicklung sind verschiedene Liebesbeziehungen und sexuelle Ausschweifungen, an denen Faustus in unterschiedlichen Funktionen beteiligt ist. Sechs Stationen lassen sich unterscheiden:⁶⁶

(1) Im ersten Jahr der 24-jährigen Vertragslaufzeit meldet sich Fausts Geschlechtstrieb: ihn *stach [...] seine Aphrodisia Tag vnd Nacht*, weshalb er beschließt, *sich Ehelich zuverheyraten vnd zu weiben*.⁶⁷ Der als Franziskaner verkleidete Mephosto lehnt das Ansinnen seines Vertragspartners ab, denn – so argumentiert der dämonische Mönch in Anlehnung an traditionelle theologische Argumentationen gegen die Heirat – da man nicht zugleich zwei Herren dienen könne und da Faustus sich dem Teufel verschrieben habe, sei eine Verehelichung schlechterdings nicht möglich.⁶⁸ Doch Mephosto weiß Rat und will Fausts *Wollust* – und nur um diese ist es eigentlich zu tun – *anders ersättigen*:

So du nit kanst Keusch leben / so wil ich dir alle Tag vnd Nacht ein Weib zu Bett führen / welche du in dieser Statt / oder anderßwo ansichtig / vnd die du nach deinem Willen zur Vnkeuscheit begeren wirst / In solcher Gestalt vnnnd Form sol sie bey dir wohnen.

*Dem D. Fausto gieng solchs also wol ein / daß sein Hertz für frewden zitterte / vnd reute jn / was er anfänglich hatt fürnemmen wöllen / Gerichte auch in eine solche Brunst vnd Vnzucht / daß er Tag vnnnd Nacht nach Gestalt der schönen Weiber trachtete / daß / so er heut mit dem Teuffel Vnzucht triebe / Morgen einen andern im Sinn hatte.*⁶⁹

65 Ebd., S. 962.

66 Zum „Faustbuch“ als ‚Liebesroman‘ siehe Andreas Kraß, an dessen Überlegungen sich die folgenden Ausführungen orientieren: Andreas KRASS, Ein sehr herrlich Gestalt eins Weibsbilds. Helena als Figur des Begehrens in der Historia von D. Johann Fausten, in: Schrift und Liebe in der Literatur des Mittelalters, hrsg. v. Christian Kiening/Mireille Schnyder [im Druck].

67 Faustbuch (wie Anm. 59), S. 860.

68 Hier stehen verschiedene Diskurse zur Ehelosigkeit im Hintergrund, beispielsweise das Motiv der ‚Brautschaft mit Christus‘, das für das Zölibat ins Feld geführt wird (Ludwig HÖDL, [Art.] Zölibat, I. Theologie, in: LexMA 9, Sp. 663–665).

69 Ebd. S. 862.

Fausts Vorhaben, sich zu verehelichen, ist aus seiner Sicht naheliegend: Die Ehe ist bis in die Moderne hinein der einzig legitime Ort der Sexualität und Triebbefriedigung. Wenn Faustus begehrt, heiraten zu dürfen, will er damit eine sexuelle Beziehung ermöglichen; die Ehe ist das naheliegende Mittel zum Beischlaf. Was Mephisto ihm bietet, ist der Zweck des Begehrens und nicht das Mittel: Sexualität ohne Ehe, eine freie Verfügbarkeit von Frauen im Rahmen eines „hedonistischen Zölibat[s]“⁷⁰ und – letztlich – Sexualität ohne Nachkommen. Das „Faustbuch“ ist in dieser Beziehung „a heterosexual pornographic fantasy“⁷¹.

Freilich: Faustus verkehrt nicht mit den Frauen, die er sieht und begehrt, sondern mit Mephisto, der die Gestalt dieser Frauen annimmt. Die Geschlechterdifferenzen kommen bei dieser menschlich-dämonischen Interaktion ins Schwimmen und auch sprachlich – das zeigt sich am Ende des obigen Zitats – kommt man bei dieser Paarung in Verlegenheit, denn Faustus, *so er heut mit dem Teuffel Vnzucht triebe*, hat am folgenden Tag einen Anderen – nämlich einen anderen Teufel – im Sinn. Das heterosexuelle Begehren mündet in eine homosexuell-dämonische Beziehung, die auch vor dem Hintergrund des Sodomievorwurfs gegen den historischen Faust zu lesen ist.⁷²

(2) Dieser rein sexuellen Beziehung entspricht ein Erlebnis im 16. Jahr der Verschreibung. Faustus kommt nach Konstantinopel, verbringt als vermeintlicher *Gott Mahomet*⁷³ sechs Tage im Harem des türkischen ‚Kaisers‘ und beeindruckt die dortigen Frauen mit seinen imposanten Fähigkeiten als Liebhaber. Auch hier steht eine Sexualität jenseits verkomplizierender Diskurse und Praktiken im Mittelpunkt; eine Sexualität jenseits von Ehe und Liebe. Im „Fortunatus“, rund ein dreiviertel Jahrhundert zuvor, waren solche Beziehungen zwar denk- und erzählbar; sie boten für die Protagonisten jedoch keine nachhaltigen Alternativen zur Ehe. Noch in der „Melusine“ – rund 130 Jahre vor dem „Faustbuch“ – konnte man einen solchen Sexualitätsdiskurs nicht führen.

70 Andreas KRASS, Schwarze Galle, schwarze Kunst. Poetik der Melancholie in der Historia von D. Johann Fausten, in: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 7 (2003), S. 537–559, hier S. 542.

71 Bettina MATHES, Doctor Faustus impotent? Fantasizing the male body in the Historia von D. Johann Fausten, in: Women in German Yearbook 15 (2000), S. 73–95, hier S. 81.

72 Zum Sodomievorwurf gegen den historischen Faust siehe Faustbuch (wie Anm. 59), S. 133f./Historischer Faustus und Faustsage‘.

73 Ebd., S. 914.

(3) Die Fähigkeiten Mephostos, sich in jede gewünschte Person zu verwandeln, nutzt Johann Faustus, um seinen Studenten – als man in einer abendlichen Männerrunde bei reichlich Wein über schöne Frauen spricht – die schöne Helena *auß Graecia vorzuführen*⁷⁴. Den Studenten geht es um das Ideal der Schönheit, das prototypische Objekt des Begehrens. Dementsprechend entbrennen sie in Liebe, *weil sie es aber für einen Geist achteten / vergienge jhnen solche Brunst leichtlich*:⁷⁵ Damit macht sich bei den Studenten ein durchaus berechtigtes Unwohlsein breit, denn was „die Studenten zu sehen bekommen, ist ein maskierter Teufel, eine satanische *Drag Queen*“⁷⁶.

(4) Im 17. Jahr schließlich betätigt sich Faustus als Kuppler und verschafft mit Hilfe seiner Zauberkünste einem Freund eine adelige Jungfrau. (5) Im 19. und 20. Jahr verkehrt Faustus wieder mit Mephosto in Frauengestalt und (6) im letzten Lebensjahr erinnert er sich der schönen Helena:

*Derhalben er Morgens seinen Geist anmanet / er solte jm die Helenam darstellen / die seine Concubina seyn möchte / welches auch geschahe [...]. Als nun Doct. Faustus solches sahe / hat sie jhm sein Hertz dermassen gefangen / daß er mit jhr anhube zu Bulen / vnd für sein Schlaffweib bey sich behielt / die er so lieb gewann / daß er schier kein Augenblick von jr seyn konnte / Ward also in dem letzten jar Schwangers Leibs von jme / gebar jm einen Son / dessen sich Faustus hefftig frewete / vnd jhn Iustum Faustum nennete.*⁷⁷

Faustus, dem die Ehe verboten ist, gründet „im letzten Jahr seiner Lebensfrist mit Helena einen Liebesbund“, der durch die Geburt zu „eine[r] unheilige[n] Kleinfamilie“ erweitert wird.⁷⁸ Die durchaus naheliegende Frage, ob Succubi, also Dämonen in Frauengestalt, Kinder zur Welt bringen können, ist im späten 15. und im 16. Jahrhundert außerordentlich präsent. Überhaupt: Über wenige Dinge wird in der Zeit der Reformation und der zunehmenden Hexenverfolgung ähnlich intensiv diskutiert wie über das Dämonische sowie über die Ehe, die Sexualität und die Triebhaftigkeit des Menschen. Bereits im Hexenhammer (1487) nimmt die Diskussion über Succubi, Incubi und deren Zeugungsfähigkeit einen breiten Raum ein. Die Reformatoren, denen der „sexuelle Trieb [...] als ein integraler, unabänderlicher

74 Ebd., S. 947.

75 Ebd., S. 948.

76 KRASS, Ein sehr herrlich Gestalt eins Weibsbilds (wie Anm. 66).

77 Faustbuch (wie Anm. 59), S. 963.

78 KRASS, Ein sehr herrlich Gestalt eins Weibsbilds (wie Anm. 66).

Bestandteil der menschlichen Natur⁷⁹ galt, stehen dem kaum nach. Für Luther beispielsweise, der offenbar eine lokale Melusine-Sage kannte, war Melusine ein solcher Succubus und auch er diskutiert an diesem Beispiel ganz selbstverständlich die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit der Fortpflanzung von Dämonen. Er geht davon aus, dass sich Succubi fortpflanzen könnten, die Kinder dann allerdings ebenfalls Teufel seien.⁸⁰ Justus Faustus, der ‚Rechtschaffene‘, wäre nach Luther also ein ebensolcher Teufel wie seine Mutter.

Dieses dämonische Wesen des Sohnes hat dessen Verschwinden zur Folge. Am selben Tag, an dem Faustus vom Teufel geholt wird, waren – so der Erzähler – *die verzauberte Helena / samt ihrem Son / nicht mehr vorhanden gewest / sondern verschwunden*⁸¹. Was bei dem Mischwesen Melusine noch hervorragend funktionierte, nämlich die Gründung einer Dynastie, scheitert bei dem dämonischen Mephistophiles gänzlich und so geht mit Fausts Tod auch die Auslöschung seiner Dynastie einher. Damit, so sollte man meinen, ist auch die Genealogie beendet, allerdings tritt im „Faustbuch“ an die Stelle der biologischen Fortpflanzung ein Bündel an alternativen Möglichkeiten zur generationenübergreifenden Weitergabe von Eigentum, Wissen und Fähigkeiten.

Wagner, der Famulus – den Faustus auch *seinen Sohn nannte*⁸² –, übernimmt das Gebäude seines Herren, das dieser von seinem Vetter geerbt hatte. Christoph Wagner ist es auch, der die Zauberkünste und die Interaktion mit dem Dämonischen

79 Lyndal ROPER, Sexualutopien in der deutschen Reformation, in: Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Literatur, Imagination, Realität 1), hrsg. v. Hans-Jürgen Bachorski, Trier 1991, S. 307–336, hier S. 330.

80 Martin LUTHER, Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe), Bd. 3, Tischreden. Weimar/Graz 1914 [ND 1967], Nr. 3676, S. 515ff.: „Doctor Martin Luther sagte, „daß er selbs von H. Johans Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen, eine Historien gehört hätte, daß ein Geschlechte vom Adel im Deutschlande gewesen, dieselbigen wären geboren von einem Succubo. Denn so nennet mans; wie denn die Melusina zu Lucelburg auch ein solcher Succubus oder Teufel gewesen ist. [...] Iam est Quaestio: Ob das rechte Weiber seien? und obs rechte Kinder seien? Davon sind das meine Gedanken, daß es nicht rechte Weiber sein können, sondern es sind Teufel. Und gehet also zu: der Teufel macht ihnen die Geplärr für die Augen, und betreuget sie, daß die Leute meinen, sie schlafen bei einer rechten Frauen, und ist doch nichts. Deßgleichen geschichts auch, wens ein Mann ist. [...] Wie werden aber die Kinder gezeuget? Darauf sage ich also, daß diese Söhne sind auch Teufel gewesen, haben solche Leibe gehabt wie die Mutter. Es ist wahrlich ein gräulich schrecklich Exempel, daß der Satan so kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zeuget. [...]“.

81 Faustbuch (wie Anm. 59), S. 979.

82 Ebd., S. 964.

fortsetzt, so dass ihm, dem *Substituirtten Sohn*⁸³, ein eigenes Buch gewidmet ist, das ‚Wagnerbuch‘ von 1593. Wagner bildet die zweite Generation der Faustischen Dynastie; die dritte sogar, wenn man die Eltern und den Vetter mitzählen will. Wagner beerbt Faustus hinsichtlich des Eigentums (das ihm qua Testament überschrieben wird), hinsichtlich der Interaktion mit dem Dämonischen (Jan-Dirk Müller spricht von einer „Erbfolge der Zauberei“)⁸⁴ und hinsichtlich der Literarisierung. Letzteres nicht nur, weil der Famulus selbst zum Protagonisten eines Romans wird, sondern auch, weil er für Fausts Nachlass verantwortlich zeichnet. Wagner soll bis zum Tod seines Herrn dessen Fähigkeiten und Taten nicht offenbaren; nach Fausts Tod allerdings *wölltest es auffzeichnen / zusammen schreiben / vnnd in eine Historiam transferiren*⁸⁵. Das Lehrer-Schüler-Verhältnis, das auch als Vater-Sohn-Verhältnis gelten kann, macht den Nachlassverwalter Wagner zum Propheten seines Herrn und das „Faustbuch“ zum ‚Evangelium nach Wagner‘.

Die Anspielung auf das Neue Testament liegt nahe, denn Fausts Abschied von seinen Studenten erinnert an das letzte Abendmahl, wobei der Wittenberger Schwarzkünstler als Anti-Christus figuriert, der seine Studenten vor dem Abfall vom christlichen Glauben warnt.⁸⁶ Die Beziehung zwischen Doktor und Studenten wird mit der Beziehung zwischen Christus und seinen Jüngern überblendet. Damit scheint ein weiteres Modell auf, das im „Faustbuch“ neben die (scheiternde) biologische Abstammung tritt, nämlich die generationenübergreifende Verbindung zwischen Lehrer und Schüler, wie sie sich in der universitären Lebenswelt des 16. Jahrhunderts herausbilden konnte.

Durch die Entschuldigung der Eltern am Beginn des Romans wird Faustus von einer genealogischen Reihe ausgeschlossen und somit zum adäquaten Gegenstand eines Exempels. Außerdem erhält er nicht die Möglichkeit zu heiraten, um für Nachwuchs sorgen zu können, sondern er erfreut sich eines ungezügelten Genusses seiner Triebe mit Mephosto als allzeit verfügbarem Sexualpartner in weiblicher Maske. Selbst Justus Faustus – das Ergebnis der Intensivbeziehung zu Helena, dem

83 Das *Wagnerbuch von 1593*, Bd. 1: Faksimiledruck des Exemplars der Bayerischen Staatsbibliothek München. Signatur: Rar. 798, ed. v. Günther MAHAL/Martin EHRENFEUCHTER, Tübingen/Basel 2005, S. 32.

84 *Faustbuch* (wie Anm. 59), S. 1346/Stellenkommentar.

85 Ebd., S. 966.

86 Friedrich OHLY, *Faust: Der Verfluchte oder der Erwählte*, in: *Der Verfluchte und der Erwählte. Vom Leben mit der Schuld* (Vorträge der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften G 207), hrsg. v. dems., Opladen 1976, S. 98–116, hier S. 102.

Inbegriff weiblicher Schönheit – verschwindet mit dem Tod seines Vaters. An die Stelle einer biologische Fortpflanzung treten soziale und kulturelle Mechanismen: Die Annahme Wagners als Ziehsohn, die Weitergabe des Besitzes qua Testament und das Fortwirken des Lehrers durch den Einfluss auf die Schüler.

Will man das Ergebnis der Analyse kulturgeschichtlich einordnen, hilft eine Unterscheidung Michel Foucaults. Im ersten Band der Reihe ‚Sexualität und Wahrheit‘ schreibt er:

„Lange Zeit war das Blut ein wichtiges Element in den Mechanismen, Manifestationen und Ritualen der Macht. Für eine Gesellschaft, in der die Allianzsysteme, die politische Form der Souveränität, die Differenzierung in Stände und Ränge sowie der Wert der Abstammung vorherrschend sind, in der der Hunger, die Seuchen, die Gewaltsamkeiten den Tod in dauernde und unmittelbare Nähe rücken – in einer solchen Gesellschaft stellt das Blut einen der wesentlichen Werte dar. [...] Gesellschaft des Blutes oder richtiger des ‚Geblütes‘: im Ruhm des Krieges und in der Angst vor dem Hunger, im Triumph des Todes, in der Souveränität des Schwertes, der Scharfrichter und der Martern spricht die Macht durch das Blut hindurch, das eine Realität mit Symbolfunktion ist. Wir hingegen leben in einer Gesellschaft des ‚Sexes‘ oder vielmehr der ‚Sexualität‘: die Mechanismen der Macht zielen auf den Körper, auf das Leben und seine Expansion, auf die Erhaltung, Ertüchtigung, Ermächtigung oder Nutzbarmachung der ganzen Art ab. Wenn es um Gesundheit, Fortpflanzung, Rasse, Zukunft der Art, Lebenskraft des Gesellschaftskörpers geht, spricht die Macht von der Sexualität und zu der Sexualität, die nicht Mal oder Symbol ist sondern Gegenstand und Zielscheibe.“⁸⁷

Die Unterscheidung zwischen einer Sexualitäts- und einer Sanguinitätsgesellschaft liefert den Schlusspunkt der Betrachtungen zum genealogischen Erzählen. Eine „Symbolik des Blutes“⁸⁸ findet sich in der „Melusine“, etwa in der fast schon maschinell zu nennenden Produktion von Söhnen oder auch in deren körperlichen Anomalien, durch die sich die Genealogie als Mal in die Körper einschreibt. Die Gesellschaft des Geblütes ist auch ein wichtiges Modell im „Fortunatus“, wobei dort die Macht des Blutes mit der Macht des Geldes konkurrieren muss. Zwar spielen Liebe und Sexualität im „Fortunatus“ eine Rolle, letztlich aber überwiegt die Bedeutung der Abstammung. Anfänge einer „Analytik der Sexualität“⁸⁹ sind schließlich

87 Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit 1)*, Frankfurt a. M. 1986, S. 175f.

88 Ebd., S. 176.

89 Ebd.

im „Faustbuch“ zu erkennen. Immerhin ist das Blut in der „Historia“ kein Symbol der Dynastie, sondern ein Medium der Verschreibung des Protagonisten: Indem Faustus den Pakt mit seinem Blut unterschreibt, gibt er sich – pars pro toto – dem Teufel hin. Im Zentrum des Romans steht nicht die Dynastie, die Allianz qua Blut, sondern der Einzelne, das Individuum, mit seiner Melancholie, seinen Ängsten, seinem Wissensdrang und seiner sexuellen Triebhaftigkeit. Dementsprechend schickt Faustus seine Schüler nach dem letzten Abendmal zu Bett und stellt sich allein dem Teufel, der sehr grausam mit seinem Vertragspartner umgeht. Was die Studenten am nächsten Morgen finden, ist ein Raum voll Blut, das *Hirn klebte an der Wandt* / [...] *Es lagen auch seine Augen vnd etliche Zäen allda* und der Rest des Protagonisten liegt neben dem Misthaufen.⁹⁰

Diese Ausstellung des zerstückelten Körpers ist keineswegs ein alltägliches Motiv literarischer Texte, vielmehr steht diese Zurschaustellung sinnbildlich für die sich verändernden Möglichkeiten des Zugriffs auf den einzelnen Menschen. Ein solcher Zugriff auf ein Individuum wird bereits durch das Titelblatt angekündigt; dieses bezieht sich immer und immer wieder auf Faustus – *wie er sich [...] verschrieben / was er [...] gesehen / [...] biß er [...] seinen wol verdienten Lohn empfangen*; auch die Beteuerung, auf die eigenen nachgelassenen Schriften des Schwarzkünstlers zurückgreifen zu können, ist Teil dieser Strategie. Erzählt wird explizit der Einzelne, nicht die auf die Abstammung gegründete Gemeinschaft, wie sie beispielsweise im Einleitungsholzschnitt der „Melusine“ zu sehen ist. Vererbung ist lediglich ein juristischer Vorgang; die Zeugung von Söhnen ist ein weit schwierigerer Akt als in den früheren Romanen und als Nachkommen bleiben letztlich nur die Schüler – sozusagen die geistigen Kinder. Die Ausklammerung der Vorfahren und der Nachkommen lenkt den Blick auf das, was dazwischen ist. Deshalb findet sich im „Faustbuch“ auch kein dichtes symbolisches Netz des Begehrens, sondern die Triebhaftigkeit eines Individuums.

Damit kann man die Romane und verschiedene Modi des Begehrens überblicken. Mit dem einleitend eingeführten Begriff des ‚genealogischen Erzählens‘ lassen sich drei Ebenen beschreiben. Zum einen bezeichnet der Begriff die Poetik einiger erfolgreicher Prosaromane, also den Aufbau der Handlung anhand von mehreren Generationen und die narrativen Folgen einer derartigen Erzählstruktur. Weiterhin verweist der Begriff darauf, dass das Konzept der Genealogie ein

90 Faustbuch (wie Anm. 59), S. 978.

zentrales Thema der Romane darstellt, dass es also auf der Handlungsebene um Fragen der Abstammung und (ehelichen) Fortpflanzung geht. Drittens schließlich bietet der Begriff kulturgeschichtlichen Überlegungen ein vergleichsweise stabiles Fundament, um über die Verhandlungen des Verhältnisses von Kollektivität und Individualität nachzudenken. Mit Blick auf das Begehren lässt sich anhand der drei besprochenen Romane zeigen, wie (im Fall der „Melusine“) dank symbolisch generierter und strukturierter Paarbeziehungen eine genealogische Fortpflanzung funktionieren kann und welche konventionellen Hindernisse ihr entgegenstehen. Es lässt sich (anhand des „Fortunatus“) zeigen, wie die passionierte Liebe zur Bruchstelle der Genealogie wird, weil sie die Kluft zwischen finanzieller Macht qua Reichtum und herrscherlicher Macht qua Stand nicht überwinden kann. Und schließlich zeigt das „Faustbuch“, wie durch die Loslösung des Sexuellen aus den es umgebenden Diskursen und Praktiken die genealogische Fortpflanzung scheitert und so ein Spielraum zur Thematisierung und Adressierung eines Individuums eröffnet wird. Die Korrosion des Genealogischen durch die Sexualität lässt sich dann an Foucaults Unterscheidung zwischen einer Sanguinitäts- und Sexualitätsgesellschaft anschließen, die wiederum eng mit zahlreichen Konzeptsplittern seines Theoriegebäudes verbunden ist. Von hier aus ließe sich dann über den Begriff der Gouvernementalität oder auch über die Machtstrukturen im ausgehenden 16. Jahrhundert nachdenken.



Abb. 1: Einleitungsholzschnitt der „Melusine“-Ausgabe von Johann Bämler, Augsburg 1480 (Die Drucke von Johann Baemler in Augsburg (Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Fortgeführt von der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke 3), ed. v. Albert SCHRAMM, Leipzig 1921, Nr. 637).

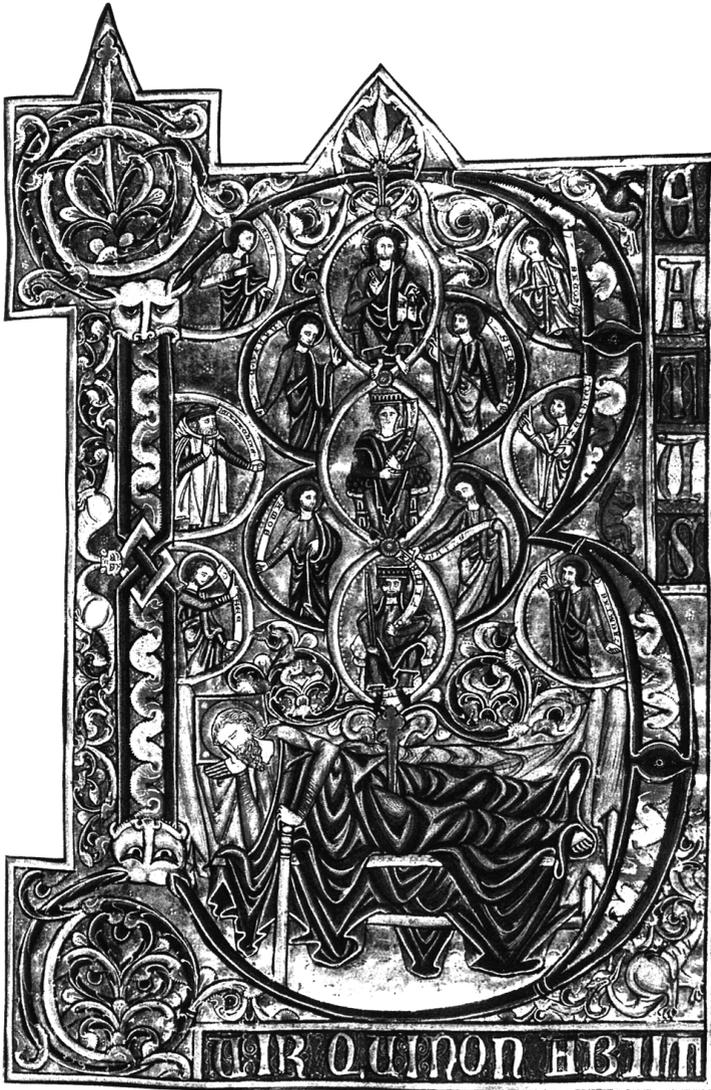


Abb. 2: Baum des Jesse als Miniatur in der Initiale B, aus einem Psalter des Ateliers von Brailes um 1240-1250 (New Colleg Oxford, 322, fol. 7).



Abb. 3: Titelholzschnitt des Erstdrucks des „Fortunatus“, Augsburg 1509 (Bayerische Staatsbibliothek München, Rar. 480).



Abb. 4: Kaiser Friedrich I. Barbarossa mit seinen Söhnen Heinrich VI. und Herzog Friedrich (VI.) von Schwaben. Repräsentationsbild der Weingartner Welfenchronik, ca. 1184-1190 (Hochschul- und Landesbibliothek Fulda, Hs. D 11, fol. 14r).